

Zeitschrift: Neujahrsblätter für Jung und Alt
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 12 (1901)

Artikel: Lotterielos und Weinglas
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-900629>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lotterielos und Weinglas.

Her Lotterie-Hannes wurde in der Mitte der Dreißigerjahre auf dem Lettenberg in einem armeligen Häuslein geboren. Die Eltern waren arm, und da der Vater zudem Anno 1841 im Freienämterkrieg ein Bein brach, blieb er hinkend. Er erhielt zwar eine kleine Pension, war aber doch nicht im stande, die zahlreiche Familie gehörig zu ernähren. Unser Hannes kam daher schon in jungen Jahren in das benachbarte Dorf zu seinen Großeltern mütterlicherseits, wo er, wenn auch in ärmlichen Verhältnissen stehend, fröhlich aufwuchs und die Schulen des Dorfes besuchte. Er zeigte sich bei allen Arbeiten willig und anstellig und machte recht erfreuliche Fortschritte; namentlich war er ein guter Rechner und überholte in diesem Fache bald alle seine Mitschüler. Die Großeltern, der „Großätti“ und das „Grösi“, wie er sie nannte, hatten an dem aufgeweckten Knaben rechte Freude. Er half ihnen fleißig bei der Arbeit in Haus und Feld, und später nahm er dieselbe ganz auf seine Schultern. Nach der Schulzeit verdiente er Geld, wo er konnte, kleidete sich einfach und war sehr sparsam. Jeden Bazen, den er bei Seite legen konnte, übergab er der Sparkasse, die damals schon im Dorfe bestand und gegenwärtig noch in segensreicher Wirksamkeit steht. Bei seinen Kameraden galt er als geizig, weil er am Sonntag an ihren Spielen und Vergnügungen zwar regen Anteil nahm, aber nie zu bewegen war, mit ihnen ein Wirtshaus zu besuchen. Daheim bekam er selten Wein; er liebte ihn nicht, und dafür sein mühsam erspartes Geld auszugeben, hatte er gar keine Lust. Bisher war sein Leben sonnig und glücklich gewesen; jetzt fiel aber ein erster Schatten darauf. Die schwarzen Blättern kamen ins Dorf, und nicht nur viele Kinder, sondern auch Erwachsene wurden schwer heimgesucht. Unser baumstarker Jüngling war einer der ersten, die davon ergriffen wurden. Mehrere Wochen lag er schwer darnieder, und seinem Augenlicht drohte Gefahr. Endlich siegte seine starke Natur, und das Leben war gerettet.

Sein Gesicht aber war ganz mit Narben bedeckt, und unverständige Leute sagten oft: „Es wäre besser, er wäre gestorben!“ Bald sah man ihn wieder rüstig an der Arbeit, und das gute „Größi“, das ihn so treu gepflegt hatte, atmete, von schweren Sorgen gedrückt, wieder neu auf. Hannes erschien aber im Kreise seiner Kameraden seltener als früher; denn ungezogene Bürschchen konnten es nicht lassen, ihn wegen seinem entstellten Gesicht zu necken, so daß ihm oft Thränen in die Augen traten.

Bald aber trat ein Ereignis ein, das ihn leider auf andere Bahnen lenkte. Die Begebenheit schien so harmlos und unbedeutend, und doch sollte sie für ihn so verhängnisvoll, ja zur Zerstörerin seines Lebensglückes werden. In Willisau fand eine große landwirtschaftliche Ausstellung statt. Wie üblich, war damit eine Lotterie von allerhand landwirtschaftlichen Maschinen und Gerätschaften verbunden. Die Landesbehörden hatten den Verkauf der Lose bewilligt, und die Zeitungen überboten sich gegenseitig in warmen Empfehlungen zum Ankauf, da so viele und wertvolle Gewinne in Aussicht ständen.

Es muß jetzt schon bemerkt werden, daß die allseitigen Hoffnungen nicht erfüllt wurden. Die Gewinnnummern kamen spärlich zum Vorschein; die Gegenstände waren allzu hoch geschätzt, und auf denselben hafteten mancherlei Ablösungen. Der Wind hatte auch bald in den öffentlichen Blättern umgeschlagen, und es wurde an der ganzen Sache kein guter Faden mehr gefunden; ja mit einem ganz neuen Worte wurde die Sprache bereichert: „Willisauerei“.

Und nun zu unserem Hannes zurück. Der Loshändler reiste mit seiner Ware im Dorfe herum und wußte mit viel Schwächezhaftigkeit seine Papierchen an den Mann zu bringen. Man muß dem Glücke die Hand reichen, war auch sein Schlagwort. Hans warf endlich unwillig ein Frankenstück auf den Tisch, und der Zudringliche entfernte sich. Wochen und Monate vergingen bis endlich die Nachricht kam, in Willisau sei die Verlosung vorüber, und im Dorfe werden zwei Nummern Preise bekommen. Es war wirklich so. Ein Los erhielt einen Sensenworb im Werte von drei Franken und ein anderes einen schönen Leiterwagen, geschätzt um 480 Franken. Unser Hans war der glückliche Besitzer desselben.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde; Verwandte und Freunde kamen und bewunderten vorerst das merkwürdige Papierchen und wünschten dem Inhaber Glück. Doch auch mißgünstige Stimmen wurden laut, die dem blatternarbigen Geizhals, wie sie ihn nannten, sein Glück nicht gönnten. Des Abends kam auch sein Vetter und Götti, ein zwar arbeitsamer, aber lockerer Geselle, maulfertig in allen Dingen und von großer Freude erfüllt, weil ihm vergnügte Stunden in Aussicht standen. Der Lotteriegewinner holte Geld auf der Sparkasse, um die Umkosten bestreiten zu können, und schon am andern Tage wurde die Reise nach Willisau angetreten, natürlich in Gesellschaft Vettergöttis. Außerhalb der Stadt Aarau trafen die beiden noch zwei bekannte Gesellen, die vorgaben, Geschäfte halber auch ins Luzerner Gebiet zu reisen, und nun, weil es sich so schicke, wollen sie über Willisau mitkommen. „O, Hans, wie bist Du ein Glücklicher; Dir kann's nicht fehlen!“ So war des Rühmens kein Ende. Das Wetter war heiß, die Straße staubig, das viele Reden vermehrte den Durst, und an Wirtshäusern fehlte es nirgends. Erst am Abend kamen unsere Reisenden in Willisau an, und weil die Ausstellung nicht mehr besucht werden konnte, so lenkten sie ihre Schritte der „Krone“ zu, erquichten sich an einem einfachen Mahle und legten sich dann zur Ruhe. Der glückliche Losgewinner hatte eine unruhige Nacht. Im Traume sah er den schönen, glänzenden Wagen, hörte ihn davonrasseln und glaubte, er werde bald in weiter Ferne verschwinden. Er sprang auf und rief: „Halt! Halt!“ Der Vettergötti eilte herbei und weckte ihn aus seinen Träumen. Der Wachgewordene flagte über Kopfschmerzen und Schwindel und wünschte, daheim zu sein.

Wenn möglich, sollte der Wagen am Morgen verkauft werden. Es zeigten sich auch wirklich mehrere Liebhaber, aber sie boten kaum die Hälfte der Schätzung, und so wurde beschlossen, denselben heimzunehmen, um das Wunderding überall zeigen zu können.

Der Heimtransport war aber mit Schwierigkeiten verbunden. Eisenbahnen gab es damals dort noch keine, selber ziehen wollten die Biere auch nicht; „nur ein Pferd vorzuspannen schicke sich ebenfalls nicht,“ meinte der bestellte Fuhrmann, und so wurde

zweispännig abgefahren, nachdem die Ablösungssumme entrichtet und die verschiedenen Rechnungen beglichen waren.

Über Sursee ging es durchs Suhrenthal hinunter über Schöftland und Entfelden bis nach Alarau, wo jenseits der Kettenbrücke, im „Kreuz“, abgespannt und der Wagen eingestellt wurde. Der arme Wagenbesitzer hatte in Willisau und auf der langen Heimfahrt, um die durstigen Kehlen zu befriedigen, über Erwarten große Auslagen bestreiten müssen und erklärte dem Fuhrmann, seine gesalzene Rechnung nicht mehr bezahlen zu können. Da half der Kreuzwirt aus der Not und gab einen Vorschuß, bis der Wagen abgeholt wurde.

Wohl gerüttelt und geschüttelt von der langen Fahrt auf dem Leiterwagen traten unsere vier „Willisauer“ am späten Abend die Heimreise über die Staffelegg an. Doch es war noch nicht genug. Im Dorfe angelangt, wurde der schon zur Ruhe gegangene Pintenwirt wieder geweckt, um die spät angekommenen Gäste zu bedienen. Es ging wieder hoch her und dauerte lange, bis alle das wunderbar Erlebte und Erfahrene erzählt und dramatisch ausgeschmückt hatten.

Der Bettergötti war ganz in seinem Element, und Hannes, der Held des Tages, wurde über die Maßen gerühmt. Dem so Gefeierten gefielen die Schmeicheleien, aber da er, wie bereits bemerkt, ein guter Rechner war, so wäre er doch lieber nach Hause gegangen und das um so mehr, weil er das Trinkgelage wiederum nicht bar bezahlen konnte. Er musste aushalten und konnte sich erst bei Tagesanbruch zur Ruhe legen, konnte aber den Schlaf nicht finden und wünschte die zudringlichen Trinkgesellen zum Kuckuck. Am andern Tage erhob er den Rest seines Geldes aus der Sparkasse, bezahlte die noch schuldigen Bechen und holte den Wagen in Alarau ab. Gedermann wollte das neue Wunder sehen und bestaunen, des Rühmens war kein Ende; ein Prachtsstück von einem Bauernwagen; eiserne Achsen; Vormechanik; 2½ zöllige Radreifen; alles Holzwerk himmelblau und das Eisen kohlschwarz angestrichen!

O, wie that das so manchem Bäuerlein, das nur einen alten Klapperwagen hatte, wohl, so was zu sehen, und mancher wünschte ihn zu besitzen.

Am nächsten Sonntag ging es wieder hoch her; das große Los müsse „verschwellt“ sein, sagte der „Bettermöglichkeit“. Hansens Kameraden stellten sich zahlreich ein, und er mußte blechen, wenn es ihn auch sauer ankam. Ein schönes Stück Geld wurde verzubelt und manches „Lebendig“ ausgebracht. So war der Bursche noch nie gefeiert worden, und billigerweise mußte auch der Montag, nach lockerer Gesellenart, zum „Blauen“ gestempelt werden.

Freud und Leid gehen vorüber, und wohl dem Menschen, der durch sie stets besser und im Guten tüchtiger wird; gar manchem aber bringen sie Unheil und Verderben. Das sollte auch unser Hans erfahren. Er war bisher wenig beachtet worden, ein Stiller im Lande.

Sein vermeintliches Glück wässerte jetzt manchem den Mund, und er wollte es auf gleiche Weise probieren.

Unser Lotteriehannes, wie er nun genannt wurde, arbeitete zwar wieder fleißig, das Rühmen und Geachtetsein that ihm aber doch gar wohl, und so traf man ihn von nun an häufiger hinter dem Wirtstisch; er lebte nicht mehr so zurückgezogen. Sein Tagelohn erschien ihm allzu klein; auf andere Weise komme man leichter zu etwas. Immer mehr grübelte er solchen Gedanken nach; die Ausgaben wurden größer und die Einnahmen geringer.

Um wieder ein ordentliches Stück Geld zu erhalten, stand ihm kein anderer Weg offen, als den berühmten Wagen zu verkaufen. Ein Käuflustiger aus einer Nachbargemeinde bot ihm die Hälfte des Schätzungspreises, und der Handel wurde abgeschlossen, die Hälfte des Kaufpreises wurde bar bezahlt, und den Restbetrag versprach der Käufer nach einem halben Jahr samt Zins zu entrichten. Damit war der Verkäufer zufrieden, in der Meinung, Zins sei Zins, ob ihm denselben der Käufer oder die Sparkasse bezahle. Diese Rechnung war aber falsch. Nach kurzer Frist verkaufte der unredliche Mann den Wagen wieder und kam bald in den Geldtag. An so etwas hatte der Verkäufer gar nicht gedacht; er hatte das Nachsehen. Das Aufbegehren und Verwünschen am Wirtstisch war umsonst. Die Kameraden lachten ihn nur aus und spöttelten: „Wir hätten nicht geglaubt, daß Dir, einem so guten Rechner, so was passieren könnte,“ meinten sie. Die Befrchtung war zu Ende, und jetzt war es schwieriger,

wieder Geld zu erhalten. Das gute Grösi, seine bisherige Stütze und Helferin, war gestorben, und der altersschwache Großätti selbst hülfsbedürftig. Mehrfache Versuche, dem Glück in der Lotterie die Hand zu reichen, schlugen fehl, und die frühere Arbeitsfreudigkeit wurde stets geringer.

Die unter diesen Umständen geschlossene Ehe war keine glückliche; es fehlte an allem, nur nicht am Kindersegen. Bald starb auch der hochbetagte Großätti, und das wenige hinterlassene Vermögen teilten drei Kinder; der Großsohn, oder wie er jetzt hieß „Lotterhannes“, wurde mit einigen alten, wertlosen Hauss- und Feldgerätschaften abgefunden. Immer schwerer wurde es ihm, die Haushaltung durchzubringen, da er dem Lotterieteufel nicht entsagen und das Wirtshausleben nicht meiden konnte. Sein bisher bewohntes Haus wurde verkauft, und so blieb ihm kein anderer Ausweg, als in seine benachbarte Heimatgemeinde zu ziehen, dort ein ärmliches Unterkommen zu suchen und beim Müller im Thalgrunde als Tagelöhner einzutreten.

Jahre gingen mir vorüber, ohne den einstigen Schulkameraden mehr zu sehen; da geschah es, daß ich an einem schönen Herbstabend mit einer muntern Knabenschar von einem Ausfluge von der Gisulafluh heimzog. Die vom Felde zurückkehrenden Landleute postierten sich auf beiden Seiten der Thalstraße und ergötzten sich am frohen Treiben der jugendlichen Wanderer. Unversehens legte sich eine rauhe, schwielige Hand auf meine Schulter, eine heisere Stimme nannte meinen Namen und wünschte „Guten Abend“. Dem Manne ins Gesicht blickend, erkannte ich ihn, erschrak aber, indem ich ihm die Hand drückte und nach seinem Befinden fragte. Das Aussehen des vor mir Stehenden zeigte mir klar, daß er ein Spielball seiner Leidenschaften geblieben, ohne Selbsthülfe und Energie; aber doch blitzte aus seinen Augen ein heller, freundlicher Strahl, in Erinnerung an die gemeinsam verlebten Jugendtage, an die glückliche, frohe Schulzeit. „Könnte ich sie wieder zurücknehmen, es müßte anders mit mir werden,“ sagte er, „das unglückliche Lotterielos!“ seufzte er dann, und eine Thräne entquoll seinem Auge. Die quecksilberne jugendliche Schar drängte vorwärts, und ich mußte nachfolgen. Wir schüttelten die Hände zum letzten Mal; ich sah ihn nicht wieder

Einige Jahre später traf ich zufällig an einem Kurorte seine Tochter, die als Magd angestellt war. Von derselben vernahm ich noch manches aus des Vaters Leidestagen. „Er war sonst ein lieber Vater,“ erzählte sie mir, „er hatte ein gutes Herz und bereute oft sein Thun, aber vom Trinken und Spielen konnte er leider nicht mehr lassen und vergaß wieder seine guten Vorsätze. In seinen letzten Stunden berichtete er noch von seinem guten Größi, seinen Jugendfreunden und verwünschte das unselige Lotterielos, das ihn ins Elend gebracht“

Amtliche Geschäfte führten mich später nach N. Auf dem Wege traf ich zwei Kinder, die auf einem leichten Wägelchen eine große, breite, bedeckte Tafel mit sich führten. „Was habt ihr da für ein großes Ungetüm?“ fragte ich sie. „He, 's N.-Chilexit,“ antworteten sie lächelnd. Wirklich war es das Zifferblatt zur Kirchenuhr, das ihr Vater, als Maler, renoviert hatte. Ich erinnerte mich wieder des einstigen Gefährten, und als ich im Dorfe angekommen, den blinden Kirchturm erblickte, so zog es mich unwillkürlich in seine Nähe. Der Siegrist schaufelte eben ein frisches Grab und zeigte mir auf Befragen des Freundes Ruhestätte. Kein Grabstein, kein eisernes Kreuz zierte sie; nur auf einem kleinen, niedrigen Täfelchen, fast ganz bedeckt von einem blühenden Rosenstrauch, war der beinahe verblichene Name des Entschlafenen zu lesen. Frohe Jugenderinnerungen zogen im Geiste an mir vorüber, aber auch wehmütige Gefühle bewegten das Herz. Ja, der da unten eingesorgt ist, hat wohl den Seinen viel Leid und Kummer verursacht, aber doch auch Liebe in kindliche Herzen gepflanzt; möge er, gereinigt von den Schläden des Lebens, sanft ruhen im kühlen Schoße der Erde!

Jetzt noch Einer, dessen Geschichte ebensowenig erfreulich, aber ebenso lehrreich ist.

Eine Mutter hatte einen einzigen, hoffnungsvollen Sohn, auf dessen Erziehung sie alle ihre Liebe und Sorgfalt verwendete. Wie leider so viele, hatte auch sie die Ansicht, wenn ein Kind recht gedeihen, groß und kräftig werden solle, so müsse man ihm täglich ein bis zwei Gläser Wein verabfolgen; die schlimmen

Folgen, Angewöhnung und Vorliebe für geistige Getränke, kamen nicht in Betracht. Der frische und begabte Knabe erwuchs zum muntern Jüngling und trotzdem er keine höhere Schulbildung genossen, erhielt er bald eine gute Anstellung. Zum Manne gereift, bekleidete er in kurzer Frist erste Beamtungen in der Gemeinde. Er genoss Ehre und Ansehen; nur hie und da wurde die Äußerung laut, er säße zu viel beim Wein. Er baute ein neues Haus, verehelichte sich und begann anscheinend ein glückliches Familienleben. Viele beneideten, andere aber bewunderten ihn und konnten nicht begreifen, daß ein so armer Knabe so wichtige Ämter bekleide. Seine alte Mutter, die öfter mit der Eisenbahnstation verkehrte und die ich einige Male ins Dorf begleitete, konnte nicht genug rühmen, wie der Sohn so leicht und spielend seine vielen amtlichen Geschäfte besorge. An das Sprichwort, „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben“, dachte die gute Frau nicht. Ihr Sohn verstand es leider nicht, die guten Tage zu benützen und sich ihrer dankbar zu erfreuen. Die Leidenschaft hatte ihn bald ganz in ihre Netze gezogen; Trinker und Spieler wurden seine besten Freunde, und mit Weinglas und Spielflotte beschäftigte er sich mehr, als mit der Feder.

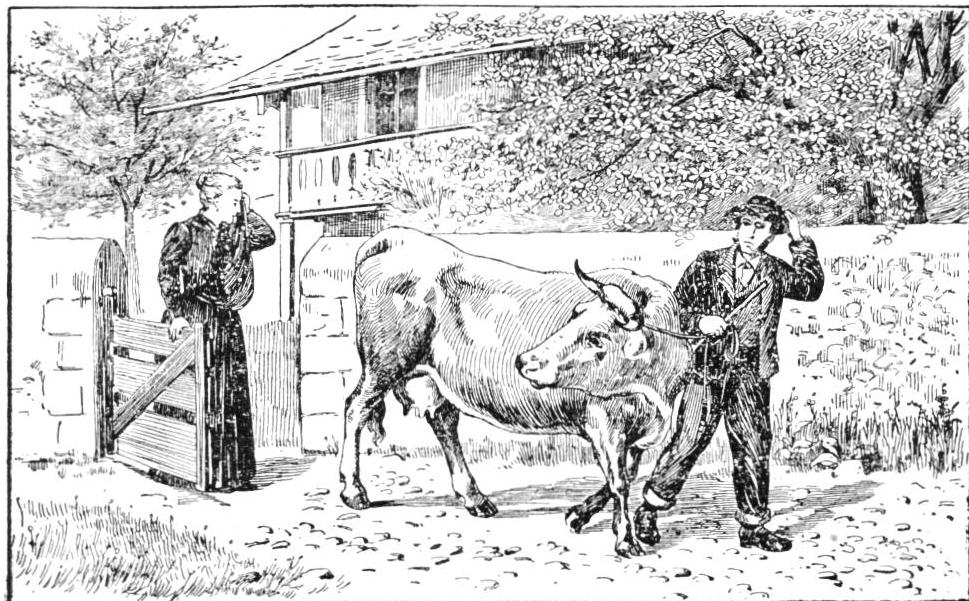
Diese vermeinten Freunde leisteten sich gegenseitig Bürgschaften, und als dieses Mittel und der Verdienst nicht mehr ausreichten, so vergriff er sich an dem ihm anvertrauten Gut. Alle Mahnungen und Warnungen der Aufsichtsbehörden und der alten Mutter waren fruchtlos. Letztere sah das Unglück kommen, vermochte es aber nicht mehr abzuwenden. Als ich sie in dieser dunkeln Zeit zum letzten Mal ins Dorf begleitete, klagte sie mir ihre Not und bemerkte, daß nach wenigen Tagen jemand anders ihr Amt versehen werde. Seufzend, gebeugt und traurig lenkte sie die Schritte ihrer Wohnung zu.

Der noch junge Mann und Familienvater wurde wegen verschiedenen Veruntreuungen eingezogen und zur gerechten Strafe verurteilt. Jammer und Kummer legten die gute alte Frau aufs Krankenlager. Wie mir nachher eine Nachbarin mit Betrübnis erzählte, habe sie in den letzten schweren Leidensstunden den so oft an den Sohn gerichteten Mahnruf wiederholt: „Fritz, Fritz, hest d'Rächnig g'macht? Fritz, mach' au d'Rächnig!“ So ist sie

hinübergeschlummert mit gramerfülltem Herzen, der Sohn fort,
Frau und Kinder in Not und Elend zurücklassend.

Das, liebe Leser, sind betrübende, aber ernste und wahre
Bilder aus dem Leben und Treiben unserer Zeit. Sie liefern
treffliche Illustrationen zu dem Spruch:

Des Lasters Pfad scheint anfangs zwar
Ein Weg durch grüne Auen,
Jedoch sein Fortgang bringt Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen!



Selbst sei der Mann!

„D'Muetter verzellt im Hanslima
Vom Vetter Fritz z'Amerika,
Er heig e Farm und Roß und Chüe
Und feni Chind. — „Wit zue-nem ie?“
„He jo!“ seit euse Hanslima. —
Dänk nid scho uf Amerika,
Ob groß bischt, liebe Hanslima!
'S wird nid si; aber — chäm's derzue,
Und er hätt fälber nümme g'nue,
De Vetter Fritz z'Amerika?

